

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 21

Oktober 2001

E-Mail aus New York

Am 2. Oktober 2001 erhielten wir Nachricht aus New York von Gregorij H. von Leitis, Intendant der künstlerischen Vereinigung Elysium - Between Two Continents. Elysium hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit den Mitteln der Kunst eine Brücke der Verständigung und des Friedens zu bauen, um historische Kluften zwischen ethnischen und religiösen Gruppen zu überwinden. Nach mehrfachen Gastspielen im Max-Samuel-Haus entstand im vorigen Jahr als gemeinsames Projekt die Inszenierung der Kammeroper „Vertrauenssache“ von Ernst Krenek mit Voraufführung in Rostock und Premiere in New York.

Wille zur Kreativität, Wille zum Leben

Liebe Freunde in Rostock,

vielen Dank für Ihre Nachfrage per Telefon und e-mail. Sie fragen, wie es uns geht? Es fällt schwer, dies zu beantworten.

In meinem Apartment habe ich zunächst gar nichts mitbekommen von dem, was sich am 11. September etwa drei Kilometer entfernt um viertel vor neun abspielte: kein Explosionsgeräusch, keine auffallend langanhaltenden Polizei- und Feuerwehrsirenen. Erst, als um kurz nach neun eine Freundin aus Upstate New York anrief und von dem Unfaßbaren berichtete, habe ich das Radio angestellt und mitverfolgt, wie die Dinge ihren Lauf nahmen. Als ich - nachdem es mir mühsam gelungen war, wenigstens den engsten Familien- und Freundeskreis in Europa telefonisch zu erreichen und zu beruhigen - auf die Straße ging, standen die beiden Türme nicht mehr. Eine riesige Staub- und Rauchwolke

stieg dort auf, wo ich sonst jeden Morgen diese wunderschönen Wolkenkratzer gesehen hatte. Wie benommen ging ich Richtung Süden bis zur Houston Street, von wo aus man immer den besten Blick auf das World Trade Center hatte. Tausende Menschen kamen mir entgegen, ein schweigsamer Exodus der im Financial District arbeitenden Menschen. Viele von ihnen waren völlig überdeckt mit Asche und Staub. Vollkommen apathisch und wie unter Schock gingen sie einfach nur Richtung Norden, weg aus dieser Hölle.

Nie werde ich das Bild vergessen, das wenige Stunden nach der Katastrophe auf allen Fernsehsendern zu sehen war: Vier Feuerwehrleute tragen den toten Father Mychal Judge, den Kaplan der Feuerwehr, auf einem Stuhl aus den Trümmern des World Trade Centers. Er war als einer der ersten am Unglücksort zur Stelle und wurde von Betonbrocken des einstürzenden World Trade Center erschlagen, als er ge-

rade einem tödlich verwundeten Feuerwehrmann die Sterbesakramente spendete. Ich habe Father Mychal persönlich gekannt und während meiner Jahre in New York immer wieder voller Bewunderung seinen unermüdlichen Einsatz für alle möglichen Minderheiten und Randgruppen beobachtet.

Mit jedem Tag, der seither vergangen ist, wurde das Ausmaß der Katastrophe deutlicher: An zahllosen Straßenecken, Feuerwehr- und Polizeistationen kleben die Photos von Hunderten von Vermißten und führen einem vor Augen, wie unermesslich das Leid sein muß, das über all die zurückgebliebenen Familien und Freunde gekommen ist. Vor einigen Tagen hörte ich im Fernsehen den Bericht von einer Mutter, die ihrem fünfjährigen Sohn behutsam klarzumachen versuchte, daß sein Vater, der im World Trade Center gearbeitet hatte, tot sei. Als sie ihm erklärte, daß er aus diesem Trümmerhaufen von Gott selbst direkt in den Himmel emporgezogen worden sei, fragte der Kleine seine Mutter: „Hat der liebe Gott denn dafür genug Hände?“

Auch fast drei Wochen nach den Attacken stehen wir alle in New York nach wie vor wie unter Schock. Das Geschehen ist so unbeschreiblich, die Bilder so grauenhaft, daß wir noch immer emotional zutiefst verwirrt und verunsichert sind. Noch nie habe ich New York so gelähmt und leer erlebt. Trotz vielfacher Appelle des Bürgermeisters, wieder zum Alltag zurückzufinden, mag vielen das noch immer nicht recht gelingen. Die Angst, daß es zu erneuten ähnlichen Attacken kommen könnte, sitzt tief. Das Ganze ist ein solches Trauma für die Amerikaner und wahrscheinlich für die ganze Welt, daß es noch sehr lange dauern wird, bis wir wieder zu so etwas wie Normalität und Routine zurückfinden werden, wenn es denn überhaupt je gelingt.

Als wir vor einigen Jahren das Saisonprogramm „Musik aus Theresienstadt“ machten, las Michael Lahr in den geretteten Notizen von Viktor Ullmann, wie er

sich im Angesicht des tagtäglichen Terrors von Theresienstadt nicht einschüchtern ließ, wie er weiter seine Kunst benutzte, um die Botschaft von einer besseren Welt zum Ausdruck zu bringen. Ullmann schrieb in einem seiner Essays: „Deshalb schien mir Goethes Maxime 'Lebe im Augenblick, lebe in der Ewigkeit' die grundlegende Idee, ja den Zweck der Kunst überhaupt zu offenbaren ... Wir saßen nicht an Babylons Flüssen und weinten. Unser Wille zur Kreativität war genauso stark wie unser Wille zu leben.“ Immer wieder habe ich diese Geschichte voller Bewunderung erzählt. Doch erst jetzt, nach dem Grauen in New York, vermag ich halbwegs zu erfassen, wieviel Energie nötig ist, diesen Willen zur Kreativität und diesen Willen zum Leben angesichts des Abgrundes aufzubringen. Und doch ist genau dies unsere Botschaft, die Botschaft von Elysium, die mehr denn je hinausgetragen werden muß: Daß die Kunst eine heilende Kraft in sich birgt, und daß sie uns vor allem beweist, daß das Humanum stärker ist als jeder Versuch, es zu zerreißen.

Unter dem Eindruck der letzten drei Wochen in New York ist mir Ullmanns Botschaft zum persönlichen Vermächtnis geworden. In diesem Geist werden wir am kommenden Donnerstag, dem 4. Oktober, unsere Saison hier beginnen und versuchen, unseren Mitmenschen wieder Mut zu machen. Gerade jetzt scheint unser Programm „Künstler im Exil“, das wir am 21. Oktober in Zusammenarbeit mit dem Leo Baeck Institut im Center for Jewish History aufführen werden, aktueller denn je.

Den Mitarbeitern und Freunden des Max-Samuel-Hauses wünsche ich alles Gute und daß wir die Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben aller Völker nicht aufgeben.

Bleiben Sie behütet,

Gregorij H. von Leitis
Intendant

Elysium - Between Two Continents

Es war im Frühsommer 2001, als wir durch Köln spazierten und innehielten: vor uns im Gehweg ein metallisch glänzender Pflasterstein, darauf eine Inschrift mit dem Namen eines ehemaligen Bewohners und die Mitteilung: Vergast in Auschwitz. Solche „Stolpersteine“ fanden wir darauf in verschiedenen Kölner Straßen. Diese Idee des „alltäglichen“ Gedenkens als Anregung an den Verein der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses heranzutragen, war leicht getan. Weitaus schwieriger dagegen schon, den Gedanken zu materialisieren. Der Verein nahm das Anliegen sofort auf, die prompte Realisierung ist dem engagierten Einsatz des Leiters des Max-Samuel-Hauses Frank Schröder zu danken. Die von dem Maler und Grafiker Rando Geschefski gestalteten Rostocker Stolpersteine sind eher eine Art Gedenkplatte - ein grüngrauer Dolomit mit eingefrästen Inschriften: Name, Geburtsjahr, Wohnung in Rostock, Jahr und Ort der Deportation/Er mordung. Die Fußgänger werden sicher - hoffentlich - in Rostock ebenso den Schritt anhalten wie wir in Köln.

Dr. Kai Seyffarth (Bremen, früher Rostock) spendete den ersten Stolperstein, der am 2. September anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Max-Samuel-Hauses feierlich übergeben wurde. Der anwesende OB Arno Pöker kündigte die Einbringung der Steinplatten in die Gehwege durch die Stadt Rostock an. Bereits jetzt hat sich schon der nächste Rostocker Spender gemeldet: Der Zahnarzt Dr. Jörg-Uwe Neumann spendete 1000 DM für einen Stein für Martin Levy, Wendenstraße 2. Der Lions-Club Warnemünde kündigte dieselbe Summe an; wem der Stein gewidmet sein soll, wird gemeinsam mit dem Max-Samuel-Haus ausgewählt. 85 Gedenksteine sind geplant. Weitere Informationen vermittelt das Max-Samuel-Haus.

Christine Gundlach

STOLPERSTEINE

Dem Max-Samuel-Haus bin ich seit seiner Gründung eng verbunden. Leider kann ich von Bremen aus wenig beitragen zu den vielen bemerkenswerten Aktivitäten des Hauses. Umso mehr drängte es mich, zum 10. Geburtstag des Hauses nicht mit leeren Händen zu erscheinen. Ich wollte ein Projekt unterstützen, das meinem Herzen besonders nahe steht: eine Datensammlung aller Opfer der Shoah aus Rostock. Nur wenn wir ihre persönlichen Namen und Schicksale aufbewahren, verhindern wir, dass sie endgültig vergessen und ausgelöscht werden. Für mich ist dies eine moralische Pflicht von Mensch zu Mensch.

Mein Wunsch kam gerade zur rechten Zeit. Die Idee der Stolpersteine war bereits geboren und suchte Stifter. Die Stolpersteine werden ein Buch der Erinnerung sein - in Stein geschrieben. Zugleich sind sie Bestandteil des öffentlichen Bewusstseins, niemand kann es ganz vermeiden, in diesem Buch zu lesen.

Das Bewusstsein der Stadt wird aber auch auf andere Weise in Unruhe versetzt. Ehe eine Gedenkplatte gelegt werden kann, müssen sich Stifter dafür finden, Institutionen, Firmen, Familien, Einzelne. Diese Stifter werden sich intensiv mit dem Schicksal eines unserer ehemaligen Nachbarn beschäftigen, sie werden Einzelheiten seines Lebens erforschen. Es wird eine ganz persönliche Beziehung entstehen. Die Erinnerung wird eine konkrete und individuelle. Es wird einige Jahre dauern, bis alle Stolpersteine einen Stifter gefun-

den haben werden, aber diese ganze Zeit über wird uns das Thema begleiten.

Ich begann darüber nachzudenken, für wen ich eine Gedenkplatte stiften wollte. Lange las ich die Namen der Rostocker Opfer, bis die Familie Hirsch meine Aufmerksamkeit anzog: Vater, Mutter, eine Tochter von 12, ein Sohn von 9 Jahren - alle am 10. Juli 1942 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Warum berührt mich ihr Schicksal stärker als das anderer Opfer? Vielleicht, weil ich Kinder im selben Alter habe. Vielleicht, weil hier eine ganze Familie ausgelöscht wurde und niemand blieb, der um sie trauern könnte.

Aber es gibt keine Stolpersteine für Familien. Sie starben gemeinsam, doch jeder seinen eigenen Tod. So müssen wir jedes Schicksals einzeln gedenken. Es wird vier Gedenkplatten geben vor dem Haus Stephanstrasse 3.

Wer mag am meisten von ihnen gelitten haben? Die Tochter, der kleine Junge? - Meine erste Gedenkplatte ist für Meta Hirsch, die Mutter. Sie muss gehofft haben, ihre Kinder auf irgend eine Weise zu retten, aber man ließ ihr keine Chance.

Ich entscheide mich für die Mutter, aber ich sehe sofort, dass es ganz unmöglich ist, dabei stehenzubleiben. Wie könnte ich ihren Stein allein liegen lassen? Schon bin ich in der Pflicht. Die Idee beginnt zu wirken: vor einem halben Jahr wusste ich nichts über die Familie Hirsch, heute bin ich mit ihnen auf eine besondere Art verbunden. Ich bin über den ersten Stolperstein gestolpert.

Kai Seyffarth

Der **Herbert-Samuel-Preis 2001** wurde verliehen an:

Elisabeth Möller für ihr eindrucksvolles bürgergesellschaftliches Engagement für ehemalige russische Zwangsarbeiter,

Mordechay Levy für seinen außergewöhnlichen persönlichen Einsatz zur Vertiefung des Verständnisses zwischen Bürgern des Staates Israel und Bürgern der neuen Bundesländer,

Ursula Hoffmann für ihr langjähriges Wirken zur Wahrung des Gedenkens an die vernichtete jüdische Gemeinde Rostocks.

Rückkehr nach Rostock

Eigentlich hatte Ursula Hoffmann Rostock nie wiedersehen wollen: Von hier aus waren ihre Eltern Emma und Arnold Bernhard zusammen mit der 87jährigen Großmutter Helene Bernhard 1943 nach Theresienstadt deportiert worden, wo die Großmutter verhungerte. Mit dem letzten Transport wurden die Eltern im Herbst 1944 nach Auschwitz verschleppt und dort nur wenige Monate vor Kriegsende vergast. Die drei Kinder der Familie konnten gerettet werden. Die Geschwister blieben in ihren neuen Heimatländern: die Schwester in Israel, der Bruder in England. Doch Ursula Bernhard kehrte 1946 als Ursula Hoffmann mit Mann und Kind aus der englischen Emigration nach Deutschland zurück. Am 2. September 2001 nahm sie im Garten des Rostocker Max-Samuel-Hauses den Herbert-Samuel-Preis für ihr langjähriges Wirken zur Wahrung des Gedenkens an die vernichtete jüdische Gemeinde Rostocks entgegen.

Begegnung mit Ursula Hoffmann

Meine Eltern waren mit den Samuels gut bekannt, sie hatten beide kleine Fabriken in Rostock und waren gemeinsam im Vorstand der Jüdischen Gemeinde. Weil ich als Jüdin 1935 das Lyzeum am Goetheplatz verlassen mußte, habe ich in Max Samuels Firma eine kaufmännische Lehre gemacht. Er emigrierte 1938 nach England und hat dafür gesorgt, daß ich wie mancher andere ein Visum erhielt und dann in einer jüdischen Textilfabrik in Manchester angestellt wurde. Eigentlich ist er mein Lebensretter. Meine schlimmsten Erlebnisse in Nazi-Deutschland waren die „Reichskristallnacht“ und

die vorhergehende Abschiebung der staatenlosen Juden nach Polen.

Die Rückkehr nach Deutschland war für mich ein ganz schwerer Schritt. Es war das Land der Mörder meiner Eltern. Meine Geschwister haben mich nicht verstanden. Wenn die Eltern vielleicht noch gelebt hätten - aber so? Doch eigentlich wurde die Frage durch die Heirat mit Ernst Hoffmann entschieden. Er war wegen antifaschistischer Widerstandstätigkeit vom Nazi-Volksgerichtshof verurteilt worden. Nach seiner dreijährigen Haftstrafe nahm er die illegale Tätigkeit wieder auf und mußte wegen erneuter Haftgefahr Deutschland verlassen, zuerst nach Prag, und dann nach England. Hier lernte ich ihn beim Aufbau der Freien Deutschen Jugend kennen. Die FDJ in Großbritannien trat ein für den Sturz des Hitlerregimes und für den Aufbau eines antifaschistisch-demokratischen Deutschlands. Für Ernst war es klar, daß er nach Deutschland zurückkehren würde.

Wir kamen in das völlig zerstörte Berlin. Zusammen mit anderen jungen Menschen waren wir bemüht, das Land wieder aufzubauen. Ruinen gab es nicht nur in den Straßen, sondern auch in den Köpfen. Daß wir nach Berlin gingen, weil dort Ernsts Geschwister wohnten und wir zunächst mit unserer kleinen Tochter bei ihnen unterkommen konnten, hat mir die Rückkehr ein bißchen erleichtert. Dort kannte ich niemanden, wurde nicht konfrontiert mit Leuten, die unmittelbar mit unserer Familie zu tun und die Judenverfolgung mit angesehen oder gar betrieben hatten. Nach Rostock zu gehen, war für mich ausgeschlossen, und auch noch Jahre später war es ein furchtbares Erlebnis, in Rostock auf solche Leute zu treffen, die gar nichts bemerkt haben wollten.

In Ostberlin fand ich Möglichkeiten, mich für eine antifaschistische Entwicklung einzusetzen, so im

Antifaschistischen Jugendausschuß, im Demokratischen Frauenbund, in der SED. Gleichzeitig war ich, wie schon in England, in Berlin mit meiner Tochter Mitglied der Jüdischen Gemeinde geworden - in den ersten Jahren war das kein Problem, damals schien noch vieles möglich.

Aber dann gab es 1951 einen Beschluß über die Unvereinbarkeit von Parteimitgliedschaft und der Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft. Mein Mann ist offen gegen diesen Beschluß aufgetreten, auch in der Abteilung Propaganda des Zentralkomitees der SED. Er wollte nicht, daß ich aus der Jüdischen Gemeinde austrete. Ich habe es aber doch getan; inzwischen hatten wir noch zwei kleine Kinder, und ich wollte nicht dauernd mit der Frage konfrontiert und bedrängt werden.

Ich habe damals aktiv im Wohngebiet gearbeitet, u.a. bei der Schaffung von Kindereinrichtungen, und ich konnte meine englischen Sprachkenntnisse einsetzen, z.B. zu den Weltfestspielen 1951. Ab 1957 war ich Englischlehrerin in verschiedenen Schulen, und 1969 habe ich mit 48 Jahren noch das Diplom in Anglistik und Amerikanistik an der Humboldt-Universität gemacht. Bis 1989 war ich freiberuflich als Dolmetscherin und Übersetzerin tätig. Mit dieser Arbeit habe ich zur Völkerfreundschaft beigetragen und viele erhebende Ereignisse erlebt.

Ich habe in all den Jahren die Kontakte zu meinen Freunden in der Gemeinde fortgesetzt und auch gelegentlich an Veranstaltungen in der Synagoge teilgenommen. 1990 bin ich wieder in die Jüdische Gemeinde eingetreten. Solange auf der Welt Juden verfolgt werden, fühle ich mich dieser Schicksalsgemeinschaft zugehörig. Ich betrachte mich zwar nicht als religiös, aber die jüdische Geschichte, die Tradition, das ist mein Hintergrund. Ich zünde zu Chanukka die Kerzen an, weil das zu meinem Leben gehört. Wenn ich in Israel bin, ist mir das jüdische Leben sehr vertraut, es ist auch ein Stück Kindheit, ich komme ja aus einer streng religiösen Familie. Aber heute feiern die meisten Leute in Israel die jüdischen Feste ohne religiöse Bindung, so wie hier bei uns Weihnachten und Ostern ohne die christliche Bedeutung im engeren Sinne gefeiert werden.

In den frühen Jahren nach dem Krieg haben wir kaum über das Schicksal der Eltern gesprochen. Das war bei fast allen so, die gerettet wurden oder überlebt hatten. Man hatte eine Scheu, über diese Schrecken zu sprechen. Man wollte das neue Leben

und hat sich mit den aktuellen Problemen beschäftigt. Man wollte etwas bewegen und hatte immer die Zukunft im Blick. Unsere Tochter und die Söhne wußten zwar, daß ihre Mutter Jüdin ist, aber ausführlich darüber gesprochen haben wir nicht. Daß sie selbst Juden sind, hat kaum eine Rolle gespielt. Sie haben von sich aus nicht gefragt, und sie wurden wohl auch kaum zu Fragen angeregt durch die Schule, den Geschichtsunterricht und die gesellschaftliche Erziehung. Die jüdische Problematik gehörte nicht zu den bevorzugten Themen. Das änderte sich erst mit der Enkelgeneration, die Enkelkinder fragten. Da war schon ein gewisser zeitlicher Abstand zu den Ereignissen vorhanden, man konnte schon darüber reden. Eins meiner Enkelkinder bat mich einmal, zu einem Pioniernachmittag mitzukommen, die Omas sollten über ihr Leben erzählen. Was ich dort erzählt habe, unterschied sich sicher vom üblichen Unterricht. Dann kam ein zweites Enkelkind mit einem ähnlichen Anliegen. Das war der Anfang, ich bin dann oft in den Schulen und Jugendklubs gewesen und habe den Kindern und Jugendlichen über mein Leben erzählt. Heute betrachte ich die Aufklärungsarbeit über die Shoa als meine Hauptaufgabe. Seit den 80er Jahren bin ich aktiv in der Rostocker Vereinigung für jüdische Geschichte und Kultur tätig, seit 1991 Mitglied des Stiftungsvorstands der Begegnungsstätte. Die Begegnung mit Jugendlichen liegt mir besonders am Herzen, um Rassenhaß und Antisemitismus für die Zukunft zu verhindern.

In Rostock wurde ein Teil des alten Friedhofsweiges in Arnold-Bernhard-Straße umbenannt. Am 19. Oktober wird dem Straßennamen ein Schild mit Angaben über den letzten Vorsitzenden der vernichteten jüdischen Gemeinde Rostock hinzugefügt - ein ehrendes Zeichen für eine ehemalige Rostocker Familie, die vertrieben und ermordet wurde. Der Tod, der Meister aus Deutschland, hatte auch in Rostock willige Gesellen und schweigende Gehilfen.

Nach schwerer Krankheit genesen, mit 80 eine fast jugendlich wirkende Erscheinung zur diamantenen Hochzeit, engagiert sich Ursula Hoffmann - auch mit der Dokumentation ihrer Familiengeschichte - zusammen mit ihrem Mann weiter dafür, Einsichten und Gefühle, Wissen und Engagement für eine menschliche Zukunft zu befördern.

Wie entsteht das schauervolle Mißverhältnis zwischen den nahezu gottgleichen Fähigkeiten des Homo faber, diesen Planeten zum Wohle aller umzugestalten - und der moralischen Unfähigkeit des Homo faber, das zu tun? Was erklärt, daß äußerste Intelligenz - keineswegs eine Garantie ist für Vernunft? Woher der Abgrund zwischen den bewundernswerten Leistungen der Medizin, unser Leben zu verlängern - und dem offensichtlich nicht zu zügelnden Trieb ganzer Völkerschaften und Kontinente, sich in Katastrophen zu stürzen?

Rolf Hochhuth

Rolf Hochhuth zu Gast im Max-Samuel-Haus

Hommage an einen politischen Autor

Eine „Hommage an einen politischen Autor“ veranstalteten Max-Samuel-Haus, Literaturhaus Kutor und Volkstheater anlässlich des 70. Geburtstages von Rolf Hochhuth. Fast alle seine Stücke waren am Rostocker Volkstheater gespielt worden. In den 60er/70er Jahren, als Schriftsteller wie Hochhuth von hochrangigen bundesdeutschen Politikern als Pinscher, Ratten und Schmeißfliegen beschimpft wurden, waren Prozesse, Angriffe und Mediendiskussionen vehemente Reaktionen auf Texte, die sich mit politischen Fragen beschäftigten wie Nazijustiz und Justiz der BRD, Ausbeutung und Profit, Obdachlosigkeit und Geschäft, NS-Judenverfolgung und Haltung der Kirche.

*Kreuzzüge fangen damit an,
daß Juden totgeschlagen werden.*

Hochhuth, nach wie vor unübertroffen in seiner Kenntnis von Fakten und Zahlen, Namen und Zeiten, noch genauso Streitbar wie vor über 35 Jahren mit seinem Welterfolg „Der Stellvertreter“, ist ein Mann mit provokanten Ansichten geblieben, die teilweise - wie die Dramaturgie seiner Stücke - auch seine Sympathisanten zum Widerspruch reizen können. „Die neue Rechte - das ist die Wirtschaft,“ sagt er heute. Und nichts geschieht. Das ist vielleicht ein Fortschritt der Demokratie, die die freie Meinungsäußerung garantiert, vielleicht aber auch ein Zeichen der festgefügtten Ordnung, die auf Angriffe gar nicht mehr zu reagieren braucht.

*Wo ein deutscher Künstler wenig gilt,
da ist sein Vaterland.*

Starke Männer, die Autos über die Piste lenken, und schöne Frauen, die Kleider über den Laufsteg tragen, Talkmaster und Popstars sind in der Öffentlichkeit präsenter als Autoren, die Literatur im Sinne von Aufklärung betreiben. Wer mag schon gern Kassandrarufer hören, wenn das Musikantenstadl aufspielt...

Gegenstand des neuen Hochhuth-Stücks ist der Teufelspakt der Forschung mit Hitlers Rüstungsindustrie, um Raketen zu entwickeln. Vergangenheit und Gegenwart werden im Zusammenhang betrachtet, die Konsequenz ist die Warnung vor einem Krieg in der Zukunft.

*Bombenangriffe sehen ja aus der Höhe
nicht nur harmlos aus,
sondern geradezu „ordentlich“,
weil sie nur „das Ganze“ zeigen.*

Die Konflikte, die jetzt nach den Terroranschlägen in den USA mit ihren Ursachen und Folgen die Welt mindestens für die nächste Zukunft beschäftigen werden, schienen bei Hochhuths sommerlichen Rostock-Besuch noch im Hintergrund zu stehen.

Ob die Spaßgesellschaft, in der einer wie Hochhuth nichts zu lachen hat, jetzt womöglich einhält und unbequeme politische Autoren wieder schätzen lernt, die den Finger auf die Wunden der Zeit legen?

*Das ist doch die wesentliche Aufgabe
des Dramas: darauf zu bestehen, daß
der Mensch ein verantwortliches Wesen ist.*

Geschichte ist, was uns mißglückt

Herr Hochhuth, wie sehen Sie denn heute die Chancen des politischen Autors, der eingreifen will in den Gang der Dinge, wie Sie es getan haben, als der ehemalige Nazi-Richter und spätere Ministerpräsident Filbinger seinen Hut nehmen mußte?

Rolf Hochhuth: *Tatsächlich sind die gesellschaftlichen Strukturen inzwischen ziemlich zementiert. Damals war die Gesellschaft mehr in Bewegung, die 68er haben den Herrschenden wohl doch ein bißchen Angst gemacht. Es kommt aber immer auch darauf an, wo man veröffentlicht wird. Mein Artikel „Der Klassenkampf ist nicht zu Ende“ war 1965 ein Beitrag zur Bundestagswahl und erschien im „Spiegel“. Auch von der Bühne herunter könnte das Wort Wirkung haben - aber wo sind heute die großen Bühnen, die das wagen? Die Intendanten scheuen Stücke mit herausfordernden Themen - man beißt doch nicht die Hand, die das Fleisch hinhält. Die deutschen Theater sind hoch subventioniert, das ist zunächst eine großartige Sache. Aber je höher die Subventionen, desto geringer die Bereitschaft zum politischen Theater. Warum sollte man die Parteien verärgern? Ich glaube es nicht, daß das Publikum solche Stücke nicht sehen will, sie kommen einfach nicht in die Spielpläne. Alle meine Stücke sind auch als Buchausgabe zu haben - das ist die Überlebenschance für politische Autoren heute.*

Ihr Essay unter dem Titel „Der Klassenkampf ist nicht zu Ende“ war der Anlaß für die berüchtigte „Pinscher“-Beschimpfung durch Bundeskanzler Erhard. Inzwischen ist von Klassenkampf gar nicht mehr die Rede. Ist er mit dem vorigen Jahrtausend nun doch zu Ende - jedenfalls in Deutschland, wo es klassenkämpferische Aktionen kaum und utopische Konzepte gar nicht mehr gibt?

Rolf Hochhuth: *Die Lage ist eher brisanter geworden! Der Aufsatz von 1965 hat nichts an Aktualität verloren, was die Konzentration des Besitzes in wenigen Händen betrifft - im Gegenteil. Jetzt wissen wir: Es wird niemals mehr Arbeit für alle geben. Arbeit ist kostbarer geworden als Bodenschätze. Die Arbeits-*

losigkeit ist in gewisser Hinsicht auch ein Zeichen des Fortschritts: Es wird von viel weniger Menschen viel mehr produziert. Aber der Staat muß sich dieser Herausforderung annehmen, gesetzliche Verteilungen schaffen, daß jeder partizipieren kann. Es kann doch nicht sein, daß der Staat mit Engelsgeduld die Kosten der Arbeitslosigkeit übernimmt, die Gewinne aber macht die Wirtschaft! Die Deutsche Bank zum Beispiel schließt ihre kleinen Filialen in ihrem Rekordjahr, in dem sie einen Reingewinn von 9 Milliarden Mark macht. Solche Dinge werden vom Staat widerspruchslos hingenommen.

„Geschichte ist, was uns mißglückt“ lautet eine Ihrer pessimistischen Sentenzen. Wenn man an Ihr Stück „Wessis in Weimar“ denkt, trifft das auch auf die deutsche Einheit und das „besetzte Land“ im Osten Deutschlands zu?!

Rolf Hochhuth: *Das kann man sagen. Die Osis wurden bei der Vereinigung um ihr gesamtes Volksvermögen betrogen. Kohl hat die DDR aufgekauft für 'n Appel und 'n Ei - ein Akt der Kolonialisierung. Die Amerikaner haben nach 1945 mit ihrem Marshallplan die Wirtschaft in Deutschland angekurbelt. Hätten sie gehandelt wie Kohl bei der Vereinigung, wäre das alles in die amerikanische Wirtschaft zurückgeflossen, wären Siemens, Krupp und andere von den USA aufgekauft worden. Kohl hat die Wirtschaftshilfe nicht der DDR gegeben, sondern den eigenen Leuten. Damit hat er die Enteignung durch die SED verewigt. Und mit dieser Entwicklung ist die soziale Verantwortung, die es früher in der DDR gab, verschwunden.*

Ich meine, eine solche nüchterne Betrachtung ist nötig. Eine derartige realistische Einschätzung lähmt nicht, im Gegenteil. Je pessimistischer die Weltsicht, desto stärker der Antrieb, sich aktiv des Unheils zu erwehren. Georg Büchner zum Beispiel war ein pessimistischer Mensch - und dennoch oder deshalb hat er den kämpferischen „Hessischen Landboten“ herausgegeben. Die Aufgaben sind gestiegen, und jede Generation muß sich bemühen, das Schlimmste zu verhüten.

Interview: C. Gundlach

Erfahrungen einer dreiwöchigen Ausstellungsbegleitung

DIE FASZINATION ANNE FRANK

Vorbereitung

Die Organisation und möglichst weite Verbreitung der Ausstellung „Anne Frank – eine Geschichte für heute“ ist das derzeitige Hauptprojekt des Anne-Frank-Zentrums Berlin. Auf der Suche nach einem geeigneten Standort in Rostock fiel die Wahl auf die Nikolaikirche. Dem sehr professionellen technischen Ausstellungssystem sollte eine ebenso professionelle Schulung der pädagogischen Ausstellungsbegleiter (einem achtköpfigen Team von Mitarbeitern des Max-Samuel-Hauses und Studenten der Geschichte, Politik und Erziehungswissenschaft) beigeordnet werden. Die vorgestellten pädagogischen Konzepte erwiesen sich als nicht allzu neu und entstammten zumeist dem Bereich der eher einfachen Erlebnispädagogik.

Eröffnung

Die Ausstellung wurde am Sonntag, dem 23. September mit schönen und wichtigen Ansprachen und einem Konzert der Sängerin Nizza Thobi eröffnet. Warum die Wahl des Kulturamtes der Hansestadt als Hauptveranstalter ausgerechnet auf Frau Thobi fiel, blieb der Mehrheit der Besucher leider völlig unverständlich. Frau Thobis Programm – stark von der israelischen Jugendsingebewegung geprägt – schien vielen eher uninspiriert und zusammenhanglos.

Erfahrungen

Mit 2.500 Besuchern innerhalb der ersten drei Wochen ist die pädagogische Begleitung der Ausstellung „Anne Frank – eine Geschichte für heute“ eines der größten Projekte, die das Max-Samuel-Haus bisher in Angriff nahm. Als größtes Handicap erwies sich hierbei die Wahl des Standortes. So ist eine Kirche insbesonde-

re zu dieser Jahreszeit nicht nur kalt, was sich bei normalen achtstündigen Dienstzeiten schon spürbar auf den Gesundheitszustand der Begleitungs- und Kassenkräfte auswirkte, sondern sie besitzt auch eine derartige Akustik, die das zeitversetzte Führen von zwei Gruppen innerhalb der Ausstellung fast unmöglich macht. Leider konnte bei dieser hohen Besucherdichte aber eben darauf nicht verzichtet werden. Einen Großteil der Besucher machen Schulklassen aus. Für die Schüler aller Schultypen eignet sich die Geschichte der Anne Frank hervorragend als Einstieg in den Themenbereich Nationalsozialismus und Holocaust. Unsere Erfahrungen mit den Schülern sind überwiegend positiv. Die meisten sind sehr interessiert und fragen, da die Vorkenntnisse oft eher dürftig sind, viel und häufig nach. Störende Schüler sind relativ selten. In unserem Bemühen, den Besuchern möglichst viele Zugangstüren zum Thema zu öffnen, setzt uns oft nur die Zeit zu enge Grenzen. So vieles wäre es wert, eingehender behandelt zu werden, aber 10-12 Führungen pro Tag müssen erst einmal bewältigt werden. Das Material, welches der Begleiter in den Texten und Fotos der Ausstellung nutzen kann, ist sehr gut aufbereitet und in sich logisch durchkonzipiert. Eine inhaltliche Schwachstelle besitzt die Ausstellung dennoch. Durch das Fehlen jeglicher Bilder von Konzentrationslagern auf den Paneelvorderseiten wird die Idealisierung der Figur Anne Frank unterstützt.

DAS MÄDCHEN RUTH

Das Max-Samuel-Haus zeigt als Mitveranstalter ergänzend eine kleine Ruth-Zuckermann-Ausstellung. Die neun Tafeln über „Das Mädchen Ruth“ stoßen bei den Besuchern auf lebhaftes Interesse. Der konkrete lokale Bezug auf ein ähnliches Schicksal hier bei uns in Rostock verhilft den Schülern oft zu einem noch besseren Verstehen und Einfühlen in die Thematik Antisemitismus und Holocaust.

Wolfgang Weiskirchen

BUCHTIP

Eberhard Schiel

- **Braune Schatten überm Sund**

Schicksale Stralsunder Juden

240 S., mit zahlreichen Fotos und Dokumenten sowie Zeitzeugenberichten

- **Die verlorene Kindheit des Alfred M.**

188 S., mit zahlreichen Fotos

Scheunenverlag Kückenshagen 2001

Die erste Begegnung des Autors mit dem Judentum war mit einem Besuch in Warschau 1979 verbunden, wo er - fast zufällig - das Denkmal für die Opfer des Ghetto-Aufstands besichtigte. Die ausführliche Beschreibung des Weges dorthin ist kennzeichnend für seine beiden Bücher, die sich mit jüdischen Spuren in Stralsund, mit den Opfern des Holocaust in der Hansestadt und mit Überlebenden beschäftigen. Eberhard Schiel (56) hat sich eingehend mit der Problematik befaßt, viele Bücher gelesen, Akten eingesehen, Leute befragt, Friedhöfe, Konzentrationslager und die Gedenkstätte Yad Vaschem besucht. Er stellt nicht nur Schicksale Stralsunder Juden vor, sondern immer auch seinen eigenen Weg zu ihnen, seine Reisen, seine Recherchen, seine Gespräche, seine Lektüre, seine Gedanken und seine Gefühle. Bei dieser Art des Berichtens passiert es schon, daß die Befindlichkeit des Autors zu ausführlich und die Wege zu Informationen ziemlich umständlich geschildert werden. Manchmal geht die Konzentration auf das Thema des Buches verloren, wenn jedes auch banale und bedeutungslose Detail der äußeren Umstände bei der Recherche mitgeteilt wird oder wenn sich die Mitteilungen allgemeiner Fakten, prominenter Aussagen oder paralleler Schicksale ausweiten. Das scheint den Autor wenig zu kümmern. Er verfolgt seinen Weg mit erstaunlicher Konsequenz. Mitunter agiert er wie ein Touristenführer, wenn er die bereisten Städte beschreibt. Aber immer wieder gelangen ihm eindringliche Passagen, wenn er etwa den Marsch der Stralsunder Deportierten von Lublin nach Piaski zu rekonstruieren versucht, indem er selbst die 27 Kilometer zu Fuß geht. Er weiß, die Stralsunder Juden kamen 1940 nicht wie er aus einem Hotel, sondern hatten bei strengem Frost schon vier Tage in ungeheizten Güterwaggons

hinter sich, hungrig und mißhandelt - unter ihnen der blinde David Benjamin, die 79 Jahre alte Klara Joseph und die vierjährige Vera Guß. Keiner von ihnen überlebte. Den ehemaligen jüdischen Friedhof, die Reste eines Ghettos oder einen Gedenkstein konnte der Autor in Piaski nicht finden.

Polen spielt in beiden Büchern eine große Rolle. Das Warschauer Ghetto beschäftigt den Autor in seinem zweiten Buch, in dem er dem Schicksal des Alfred Mandelbaum nachgeht. Sein Vater David Mandelbaum war 1903 als Kind aus Polen gekommen, hatte sich später als Kaufmann niedergelassen und 1935 die Stralsunderin Meta Hübner geheiratet. Mit ihr und dem kleinen Sohn Alfred floh er vor der Gewalt der Nazis nach Warschau. Das Schicksal der Familie birgt viele Geheimnisse. Lebten sie im Ghetto oder in der Illegalität? In wessen Auftrag arbeitete die schöne Meta? War David am Ghetto-Aufstand beteiligt? Es ist fast unglaublich, aber nach dem Krieg trifft sich die Familie wieder in Stralsund. Was geschah, daß sie bald fliehen mußte?

Der Autor machte Alfred Mandelbaum in Australien ausfindig, besuchte ihn und berichtet wie gewohnt auch über die Umstände des Besuchs. Seine Eindrücke von Australien kann man getrost vergessen, aber was man hier über den Juden Alfred Mandelbaum aus Stralsund erfährt, der nach jüdischem Verständnis mit einer nichtjüdischen Mutter gar kein Jude ist, im Warschauer Ghetto gelebt hat, als Sängerknabe im polnischen Widerstand war, je nach der Situation als deutsches oder polnisches, jüdisches oder katholisches Kind galt, eine Irrfahrt durch Polen, Deutschland und Frankreich und die Fahrt der berühmten „Exodus“ mitmachte, nach Israel kam und dann nach Australien auswanderte - solch eine Odyssee bekommt man selten zu lesen. -ch-

Neuerwerbungen für die Bibliothek (Auswahl)

Bollgöhn, Sibylle

Jüdische Familien in Lüneburg

Lüneburg 1995

Broder; Funke; Jacobsen (Hrsg.)

Deutschland 1933-1945, Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft

Bonn 1992

Hofmann, Robert

Geschichte der deutschen Parteien, Von der Kaiserzeit bis zur Gegenwart

München 1993

Kaplan, Marion

Der Mut zum Überleben, Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland

Berlin 2001

Rösel, Eleonore

Spurensuche, Jüdisches Leben in Ribnitz und Umgebung

Kückenshagen 1996

Rose-Ausländer-Stiftung (Hrsg.)

Rose Ausländer 1901-1988, **Mutterland Wort**

Ausstellungskatalog

Köln 1999

Schiel, Eberhard

Braune Schatten überm Sund, Schicksale Stralsunder Juden

Kückenshagen 1999/2001

Ders.

Die verlorene Kindheit des Alfred M.

Kückenshagen 2001

Schneider, Peter

„Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen...“, Wie ein jüdischer Musiker die Nazi-Jahre überlebte

Berlin 2001

Stadtarchiv der Hansestadt Rostock (Hrsg.)

Historische Stadtansichten

Rostock 1997

Timm, Susanne

„Denkmale planmäßig erhalten“, Ein Kapitel Kulturpolitik der DDR am Beispiel von Schloß Ulrichshusen

Schwerin 1999

Wilhelmus, Wolfgang

Geschichte der Juden in Greifswald und Umgebung

Kückenshagen 1999